

Separatum aus:

B|||E
SONDERHEFT

BREVITAS 1



Friedrich Michael Dimpel / Silvan Wagner (Hrsg.)

Prägnantes Erzählen

Publiziert im Dezember 2019.

Die »Beiträge zur mediävistischen Erzählforschung« (BmE) werden herausgegeben von PD Dr. Anja Becker (München) und Prof. Dr. Albrecht Hausmann (Oldenburg). Sie erscheinen online im BIS-Verlag der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg unter der Creative Commons Lizenz [CC BY-NC-ND 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/).

Die BmE Sonderhefte »Brevitas« sind das Publikationsorgan der »Gesellschaft zur Erforschung vormoderner Kleinenepik – Brevitas«. Sie werden herausgegeben vom Vorstand (PD Dr. Silvan Wagner, Patrizia Barton, Prof. Dr. Friedrich Michael Dimpel, Dr. Mareike von Müller, Dr. Nina Nowakowski, Lydia Merten) unter Mitwirkung des [wissenschaftlichen Beirates](#). Die inhaltliche und redaktionelle Verantwortung für das einzelne Sonderheft liegt bei den jeweiligen Heftherausgebern.

<http://brevitas.org/> – <http://www.erzaehlforschung.de>
ISSN 2568-9967

Zitiervorschlag für diesen Beitrag:

Schwarzbach-Dobson, Michael: Lob der Kürze: Zur theoretischen Verortung mittelalterlicher Kurzerzählungen zwischen Aristoteles und Cassirer. Mit einer Beispielanalyse der Fabel »Befreite Schlange, Mann und Fuchs« (AaTh 155), in: Dimpel, Friedrich Michael/Wagner, Silvan (Hrsg.): Prägnantes Erzählen, Oldenburg 2019 (Brevitas 1 – BmE Sonderheft), S. 159–190 (online).

Michael Schwarzbach-Dobson

Lob der Kürze: Zur theoretischen Verortung mittelalterlicher Kurzerzählungen zwischen Aristoteles und Cassirer

Mit einer Beispielanalyse der Fabel ›Befreite Schlange,
Mann und Fuchs‹ (AaTh 155)

Abstract. Der Aufsatz skizziert drei Forschungsperspektiven auf mittelalterliche Kurzerzählungen und fragt jeweils nach der Anschlussfähigkeit dieser Perspektiven zu den vorgeschlagenen Prägnanz-Zugängen dieses Bandes. Texttypologische, pragmatisch-rhetorische und symbolbasierte Forschungsansätze entwerfen vor dem Hintergrund verschiedener theoretischer Prämissen je unterschiedliche Instrumentarien der Analyse von Kurzerzählungen. Diese werden im Aufsatz nicht nur erörtert, sondern auch anschließend in einer Fallstudie zur Anwendung gebracht: Die Fabel ›Befreite Schlange, Mann und Fuchs‹ wird drei Mal – je aus unterschiedlicher Forschungsperspektive und je mit Einbindung des Prägnanz-Konzepts – analysiert, so dass die anfangs abstrakt beschriebenen Forschungsansätze auch konkret veranschaulicht werden.

1. Einleitung

Eine im Juni 2018 veröffentlichte Studie des UN-Environment-Programms zur Risikobewertung globaler landwirtschaftlicher Produktion eröffnet ihre Argumentation erstaunlicherweise nicht mit den üblichen Statistiken, sondern mit einer Kurzerzählung (vgl. Pengue/Sukhdev (u.a.) 2018, S. 4). Erzählt wird das aus dem asiatischen Kulturraum stammende Gleichnis der

blinden Weisen, die jeder für sich einen Elefanten abtasten und dann – je nachdem, welches Körperteil erfühlt wird – gänzliche konträre Beschreibungen des Gesamttieres abliefern (AaTh 1317; vgl. zur Überlieferung der Erzählung auch Kooi 1993, Sp. 24f.). Laut den Autoren der Studie soll dies auf die Zersplitterung und damit unzureichende Gesamterfassung verschiedener wissenschaftlicher Parameter in der nachhaltigen Agrarproduktion hinweisen. Die Kurzerzählung zeigt sich hier als veranschaulichendes Instrument zur Vermittlung komplexer Inhalte, indem die Relationen aus Mensch und Natur, aus partikularer Erkenntnis und Gesamteindruck, aus Blindheit und Weitsichtigkeit in eine kleine, narrative und damit anscheinend prägnante Form gesetzt werden. Diese Inanspruchnahme einer Kurzerzählung, die Vormoderne wie Moderne gleichermaßen reklamieren, übersteigt somit den Funktionsradius reiner ›Illustration‹. Wie aber diese Wechselwirkung zwischen Narration und Argumentation analytisch zu fassen ist, welche Gattungskonventionen kurze Erzählformen prägen und welche narrativen Parameter der Kurzerzählung als symptomatisch zugeordnet werden: all dies steht in der germanistisch-mediävistischen Forschung weiterhin zur Disposition. Der Befund einer ubiquitären Verwendung der Kurzerzählung geht analog mit Versuchen einher, diese, d.h. sowohl die Erzählung wie auch ihre Applikation, theoretisch zu verorten.

An formalen Bestimmungsversuchen zu mittelalterlichen Kurzerzählungen herrscht daher auch wahrlich kein Mangel. Der nun neu vorgestellte Ansatz (vgl. den Einleitungsaufsatz des Bandes), Prägnanz als Leitbegriff für die Untersuchung kleiner Erzählformen fruchtbar zu machen, ist insofern begrüßenswert, als sich so bereits existierende analytische Arbeiten noch einmal neu bündeln und perspektivisch schärfen lassen. Es soll somit im Folgenden versucht werden, einige Forschungsthesen der letzten Jahre zu differenzieren, voneinander abzugrenzen und auf ihre Anschlussfähigkeit zum Prägnanz-Konzept zu befragen. Es werden insgesamt drei substantiell unterschiedliche Ansätze skizziert, die je divergierende Instrumentarien zur Analyse mittelalterlicher Kurzerzählungen vorschlagen.

Ausgewählt wurden dabei ein älterer, inzwischen als weitgehend überholt angesehener (aber nichtsdestotrotz forschungsgeschichtlich weitwirkender) Ansatz zur Texttypologie, wie er u.a. von Haug vertreten wurde; ein eher praxeologisch-rhetorischer Ansatz, der in den letzten Jahren viel Nachhall gefunden hat; sowie Fragen nach der Anschlussbarkeit einer symbolbasierten Forschung nach Ernst Cassirer. Ziel ist dabei nicht die vollständige Aufarbeitung verschiedener Forschungsperspektiven, sondern die Frage nach ihrer etwaigen Modifizierung (oder Neuausrichtung) in Bezug auf die Prägnanz-Forschung. Als Fallstudie wird dann abschließend eine einzelne Fabel (>Befreite Schlange, Mann und Fuchs<, AaTh 155) aus dem Blickwinkel ebendieser drei Forschungsansätze je beispielhaft untersucht und dabei gleichzeitig am konkreten Beispiel aufgezeigt, inwieweit sich heuristische Überlegungen zum vorgeschlagenen Prägnanz-Konzept anschließen lassen. Gemeinsam bleibt aber allen drei Forschungsrichtungen, dass sie – in teils direktem, teils indirektem Bezug – Fragen an die Kurzerzählung stellen, die auch schon die antike Rhetorik formuliert hat. Diese soll daher stellvertretend durch Aristoteles und Quintilian gewissermaßen als Basis und Prämisse der Forschungsdiskussion vorangestellt werden. Die gewissermaßen ebenso kurze Form des wissenschaftlichen Aufsatzes zwingt dazu – gerade bei der Theoriedarstellung – vieles nur sehr verkürzt wiederzugeben.

2. Theoretische Bestimmungsversuche der Kurzerzählung

Die antike Rhetorik offeriert bekanntermaßen keine systematische, sondern eine funktionale Bestimmung der Kurzerzählung. Bei Aristoteles, dessen Rhetorik im weitesten Sinne eine Rhetorik der Affekte ist, erscheinen kurze narrative Formen als *parádeigmata*, d.h. als persuasive Beispiele im politischen oder juristischen Kontext (Aristoteles: Rhetorik II, 20). Aristoteles unternimmt hierbei zwei elementare Unterscheidungen, die beide auf ihre

Art eine langanhaltende Rezeption erfahren haben: Erstens eine gattungsinterne Klassifikation nach fiktionalem Status, d.h. die Differenzierung in Fabel, Gleichnis und historisches Exempel – in der römischen Rhetorik spiegelt sich dies später in einer grundsätzlichen Trias des Erzählens, den *genera narrationis: fabula, argumentum* und *historia*. Zweitens weist Aristoteles diesen Erzählformen unterschiedliche Wirkungskontexte, d.h. Funktionalisierungen, zu: die Fabel, die man selber zu bilden habe, eigne sich für den Einsatz vor der Menge; das historische Beispiel, das man erst über eine Ähnlichkeit zur gegenwärtigen Situation identifizieren bzw. finden müsse, aber für das politische Beraten, da seine Beweiskraft größer sei (Aristoteles: Rhetorik II, 20).

Konzepte von Kürze oder von Prägnanz stellen für Aristoteles hier keine hinreichenden Kategorien der Beispielerzählung dar. Vielmehr polemisiert Aristoteles im dritten Buch der ›Rhetorik‹ gegen einen allzu großen Hang zur Kürze: Man solle gerade so viel sagen, wie zur Erhellung eines Sachverhaltes notwendig ist, nicht mehr, aber auch nicht weniger (Aristoteles: Rhetorik III, 16). Aristoteles präferiert hier die – in seinen Texten immer wieder zu findende – Tendenz zur Mitte, d.h. zum Maß halten, die im Wesentlichen pragmatisch grundiert ist.

Auch Quintilian setzt Prägnanz nicht allein mit Kürze gleich. Die für eine rhetorische Einbindung der Kurzerzählung konstitutive Funktion der Persuasion ergibt sich bei Quintilian vielmehr aus drei Faktoren: Kürze, Klarheit und Wahrscheinlichkeit (Quintilian: *Institutio oratoria* IV, 2, 31). Kürze und Klarheit entsprechen hier in etwa dem von Aristoteles übernommenen Diktum, nicht mehr zu erzählen, als notwendig sei. Die mittelalterliche Rhetorik hat dies bekanntermaßen anhand von Techniken wie der *abbreviatio* durchdekliniert, Galfreds von Vinsauf Versuch, die Erzählung vom Schneekind auf nur wenige Verse zu reduzieren, ist vielfach beschrieben worden.¹ Interessanter erscheint Quintilians Rekurrenzen auf Wahrscheinlichkeit, d.h. der Produktion von Glaubhaftigkeit. Diese, so Quintilian, könne bei zu starker Kürze gerade nicht generiert werden, da in diesem Fall

Unverständnis, d.h. *obscuritas*, drohe (Quintilian: *Institutio oratoria* IV, 2, 43). Außerdem benötigten rhetorische Techniken Raum, um ihre Wirkung zu entfalten (Quintilian: *Institutio oratoria* IV, 2, 46):

Et minus longa quae delectant videntur, ut amoenum ac molle iter, etiamsi est spatii amplioris, minus fatigat quam durum aridumque compendium.

›und weniger lang erscheint, was unterhaltsam ist, wie eine schöne bequeme Reise, auch wenn die Strecke länger ist, weniger angestrengt als ein Abkürzungsweg durch rauhes [sic!], dürres Gelände.‹

Anselm Haverkamp hat auf die »selbst-evidente rhetorische Praxis« (Haverkamp 1991, S. 33) bei Quintilian aufmerksam gemacht, die im systematischen Erklären bereits zeigt, was sie zu sagen beabsichtigt, d.h. ›Theorie‹ im ursprünglichen Wortsinn als ›Anschauung‹ versteht. Dieser »selbstreferentielle Modus ihrer Darstellung« (Haverkamp 1991, S. 36) kommt auch in Quintilians Beschäftigung mit *brevitas* zum Tragen, in der die Wegmetapher gleichsam Erklärung wie Methode ist: In einem Abschnitt über Kürze entfaltet Quintilian eine Metapher, die erklärt, dass man auch Tropen und Topoi anwenden könne, die den Text zwar verlängern, gleichzeitig aber unumgänglich für eine prägnante Argumentation sind – ein Prinzip also, dass er mit der Metapher im gleichen Zug auch anwendet.

Worauf Quintilian hier implizit und später auch explizit anspielt, ist die Verbindung von Kurzerzählung und *evidentia*: Das Veranschaulichen als substantielle Qualität der Darstellung, die ebenjenes Defizit zu schließen versucht, das Blumenberg als Grundbedürfnis der Rhetorik bestimmt: eine dilemmatische Konstellation aus Handlungszwang und Evidenzmangel, die nach Lösungen verlangt (vgl. Blumenberg 1981). Prägnanz scheint sehr eng in dieses Feld der Evidenzproduktion aus einer Mangelsituation eingebunden, da die kleine Form in einer hinreichenden Kürze ebenjenes in prägnant-narrativer Form aufzeigt, was sich systematisch-deskriptiv nur umständlich darlegen ließe. Das Gleichnis der blinden Weisen ist eben kein notwendiges (im Sinne von: logisch schlüssiges) Argument für die Bestimmung

von Nachhaltigkeitszielen, es stellt aber den Gegenstand wesentlich deutlicher vor Augen, und bedient damit Strategien des Glaubhaft-Machens. Dieses Vor-Augen-Stellen, d.h. die rhetorische Technik der *energeia*, betont auch die ›Rhetorica ad Herennium‹ in Bezug auf das Exempel (Rhetorica ad Herennium IV, 49, 62):

Rem ornatiorem facit, cum nullius rei nisi dignitatis causa sumitur; apertio-
riorem, cum id, quod sit obscurius, magis dilucidum reddit; probabiliorem,
cum magis veri similem facit; ante oculos
ponit, cum exprimit omnia perspicue, ut res prope dicam manu temptari possit.

›Es [= das Exempel, M.S-D.] macht eine Sache geschmückter, wenn man es aus keinem anderen Grunde als um der würdigen Darstellung willen nimmt; offenkundiger, wenn es das, was zu dunkel ist, heller erscheinen läßt; glaubhafter, wenn es die Sache wahrscheinlicher macht; es stellt sie vor Augen, wenn es alles klar ausdrückt, so daß man die Sache sozusagen mit der Hand berühren kann.‹

Durch die Evidenz verbinden sich somit Prägnanz und Anschaulichkeit: Vor Augen gestellt wird sowohl ein Problemfall als auch dessen Lösung (d.h. die Regel). Es geht somit um kommunikative Wirkungskalküle, d.h. um eine beabsichtigte Wirkung auf Rezipienten, denen das Exempel glaubhaft gemacht werden soll (vgl. Hübner 2010, S. 134). Während Prägnanz die Möglichkeit der präzisen Aufbereitung eines juristischen, ethischen, rechtlichen usw. Problems als kurze Erzählung umfasst, bestimmt *evidentia* als eine auf Wahrscheinlichkeit basierende Technik die Vergegenwärtigung ebendieses Falls. Matthias Bauer spricht daher unter Bezugnahme auf Überlegungen Kants und Ricœurs auch von »Schemata der Urteilsbildung« (Bauer 2012, S. 121), die am einzelnen Fall, d.h. dem anschaulichen Beispiel, verhandelt werden: Das Beispiel enthält bereits implizit eine Regel, die über das Beispiel selbst hinausweist. Die Kurzerzählung fungiert damit als Anschauungsmodell,² das auf weitere Fälle übertragbar ist.

Strategien der Evidenz betreffen dabei sowohl das Erzählen wie das Argumentieren: Was bezeichnet wird und was gezeigt wird, muss als unmittelbar einleuchtend dargestellt werden. Metaphern und Dialoge sind in den

vormodernen Rhetoriken dabei u.a. die Instrumentarien, die diesen Effekt hervorrufen (vgl. Hübner 2010, S. 123–125) – sie sind ebenso klassische rhetorische Techniken des Überzeugens wie grundlegende Darstellungsmuster der Anschaulichkeit. Gerade die Fabel als eine Kurzerzählung, die im Wesentlichen über Dialogführung funktioniert, wie sie auch in ihrer Grundstruktur als Metapher verstanden werden kann³ (im Sinne einer Übertragung vom Mensch auf das Tier bzw. vom Tier auf den Mensch), gilt damit als eine genuin prägnante wie auf Evidenz basierende kleine narrative Form – auch aus diesem Grund wurde hier explizit eine Fabel für die Beispielanalyse herangezogen.

3.1 Texttypologische Forschung

Bereits aus diesen rudimentären Beobachtungen zur antiken Rhetorik lassen sich Verbindungslinien zu gegenwärtigen Forschungsperspektiven ziehen, die im Folgenden vorgestellt werden sollen. Orientierung bieten dabei die Überlegungen zur Exempelforschung von Caroline Emmelius (vgl. Emmelius 2010, S. 48–60), auf die hier – teils sie erweiternd, teils sie modifizierend – zurückgegriffen wird.

Dass schon Aristoteles eine Typologie an Erzählformen entwirft, scheint symptomatisch für eine Analysemethode zu Kurzerzählungen, die von Emmelius als texttypologische Forschung bezeichnet wird. Die *genera narrationis (fabula, argumentum, historia)* sind hier Ausgangspunkt zentraler Diskussionspunkte, jedoch weniger in funktionaler Hinsicht, als im Blick auf die Genese zentraler Gattungskonventionen. Der finnische Literaturwissenschaftler Päivi Mehtonen hat dies etwa in seiner Untersuchung »Old Concepts and New Poetics. Historia, Argumentum, and Fabula in the Twelfth- and early Thirteenth-Century Latin Poetics of Fiction« symptomatisch anhand der mittelalterlichen Vereinnahmung und Dynamisierung klassischer Gattungsbegriffe gezeigt (vgl. Mehtonen 1996). Im Fokus

einer texttypologischen Forschung stehen so die Beschreibung und Kategorisierung kleiner narrativer Formen und ihrer Überlieferungsverhältnisse. Hans Robert Jauß hat schon sehr früh eine schematische Typik kleiner Gattungen des Exemplarischen entworfen, die sich deutlich an Jolles' Überlegungen zu ›Einfachen Formen‹ anlehnt, diese aber stärker literaturimmanent verortet und gegenüber der Jolleschen Typologie (vgl. Jolles 2006, d.h. denjenigen Erzählformen, die nach Jolles eine spezifische ›Geisteshaltung‹ ausdrücken) noch durch die für Jauß ›klassisch mittelalterlichen‹ Erzählgattungen Parabel, Allegorie, Fabel und Exempel ergänzt (vgl. Jauß 1983, dort insbesondere S. 41). Ähnliche Vorschläge wurden von Neuschäfer zu Exempel und Novelle, von Grubmüller zur Fabel, von Haug und abermals Grubmüller zum Märe vorgelegt, noch viele weitere Namen wären hier zu nennen (vgl. exemplarisch Neuschäfer 1969; Grubmüller 1977; Haug 1993; Grubmüller 2006).

Die texttypologische Forschung stellt grundlegende Fragen der Hermeneutik an die Kurzerzählung: Klärung von Überlieferung und Vorlagen, Einordnung in einen größeren Gattungskontext, Diskussion von Sinn oder Sinnlosigkeit einer Kurzerzählung. Als klassisches Analyseparadigma (im Sinne Thomas S. Kuhns, vgl. Kuhn 1976) der texttypologischen Forschung lassen sich hier die Überlegungen Walter Haugs zu Einsinnigkeit und Mehrsinnigkeit in mittelalterlichen Kurzerzählungen anführen: Die kurze, auf das Nötigste beschränkte Erzählung (man könnte auch sagen: das prägnante Erzählen) weise nur eine sog. ›Einsinnigkeit‹ auf, die konträr zur üblichen ›Mehrsinnigkeit‹ des Narrativen stehe (vgl. Haug 1991, S. 268f.; vgl. auch Largier 1997, S. 57f.; Haustein 2006, S. 18). Die Reduktion der kurzen Form auf eine spezifische Aussage oder Funktion resultiere in einer Ausrichtung jeglicher narrativer Parameter der Kurzerzählung an einem einzigen Sinnangebot. Aus literarhistorischer Sicht resultiere dies jedoch in einem Defizit, nämlich in dem Verlust eines pluralen Sinngehalts, welcher jedoch eine hermeneutisch anspruchsvolle Analyse überhaupt erst herausfordere. Diese Reduktion könne dann nicht über die kurze Erzählung allein

kompensiert werden, sondern entweder über die Textreihe, d.h. über die Addition von Kurzerzählungen zu einer Sammlung inklusive damit einhergehender Sinnvielfältigung (vgl. Haug 1991), oder durch die narrative Verlängerung der Kurzerzählung zur Novelle (vgl. Neuschäfer 1969; Largier 1997).

Haug's Überlegungen ließen sich in eine Reihe stellen mit Neuschäfers Thesen zur Einpoligkeit und Doppelpoligkeit der Figurenkonzeption in Exempel und Novelle, oder den Fragen Grubmüllers nach Ordnung und Chaos im Märe. Haug's Thesen sind dabei immer wieder angegriffen worden (vgl. etwa Millet 2000), haben sich aber dennoch als durchaus langlebig erwiesen. Hier interessiert Haug v.a. deswegen, da sein Fokus in der Regel auf den Auslegungsmöglichkeiten des narrativen Sinngehalts der Kurzerzählung bzw. dessen literarhistorischer Einordnung liegt. Dieses hermeneutische ›Paradigma‹ der texttypologischen Forschung resultiert in einem eher skeptischen Blick auf die Kategorie der Prägnanz: Wenn die Erzählung nur das Notwendige in kurzer Form verdichtet, weist sie gewissermaßen eine hermeneutische Insuffizienz auf, da keine Leerstellen offeriert werden, die zusätzliche Deutungsmöglichkeiten erlauben. Begreift man Prägnanz aber in einem weiteren Rahmen kompakt-rhetorischer Evidenz-Erzeugung (s.o.), ließen sich die Thesen Haug's noch einmal neu funktionalisieren, etwa im Hinblick auf die Frage nach gattungseigenen Strategien von Veranschaulichungsphänomen oder in Bezug auf die literarhistorische Bindung von Techniken der Prägnanz-Vermittlung an einzelne Erzählstoffe.

3.2 Pragmatisch-rhetorische Forschung

Im Zuge der erzähltheoretischen Konjunkturen der letzten Jahre haben sich Forschungsperspektiven herauskristallisiert, die Ansätze antiker Rhetoriken aufnehmen, um diese mithilfe strukturalistischer (vgl. etwa Stierle 1973; oder Friedrich 2014) oder soziologischer⁴ Lesarten noch einmal zu reformulieren. Gemein ist diesen Vorschlägen, die hier als pragmatisch-

rhetorische Forschung bezeichnet werden, dass sie Kurzerzählungen in erster Linie über ihre Funktionalität, d.h. über ihre Wirkungsleistung interpretieren: Produktion und Vermittlung von Wissen, rhetorische Überzeugungsleistung gegenüber rein logischen Diskursen, Veranschaulichung komplexer Problemfälle, das Aufzeigen von je situationsabhängigen Handlungsmustern sind u.a. als Potentiale der Kurzerzählung identifiziert worden. Betont wird dabei die situative Leistung der Kurzerzählungen, die je nach den Bedürfnissen des Kontextes, in dem sie verortet ist, neu ausgerichtet werden kann. Basis dieser Ansätze ist ein Verständnis von Rhetorik als Praxis von Argumentation, welche nicht nur juristische oder politische Rede betrifft, sondern auch genuin narrative Textproduktion: Es geht somit um die Interdependenz von Narration und Argumentation.⁵ In diesem Wechselverhältnis nimmt die Kurzerzählung die Rolle einer narrativen Kurzform ein, die pragmatisch-persuasive, d.h. auf den jeweiligen Kontext bezogene, Argumente der Überzeugung liefert.⁶

Aristoteles hat diese Pragmatik bereits implizit betont, indem er der Kurzerzählung verschiedene Wirkungsbereiche zugeschrieben hat – die in der antiken Rhetorik v.a. die Rede vor der Menge oder im Gericht betreffen. Zentral für dieses Wirkungs-Potential der Kurzerzählung ist dabei u.a. ihre Verbindung zur Topik und zum Erfahrungswissen. Topik meint hier den Bereich rhetorischer Wahrscheinlichkeitsbildung, wie er etwa im Enthymem zur Geltung kommt. Rekurriert wird in der Kurzerzählung somit auf das, was im Archiv des kulturellen Gedächtnisses als wahrscheinlich gilt, da es den eigenen Erfahrungen entspricht – Quintilian formuliert dies als: *omnis eloquentia circa opera vitae est, ad se refert quisque quae audit et id facillime accipiunt animi, quod agnoscunt.*⁷ Der Ort der Kurzerzählung ist damit zwischen Allgemeinem (Erfahrungswissen) und Besonderem (Anwendung des Erfahrungswissens) zu situieren, d.h. zwischen Regel und Fall. Typischerweise verbindet die Kurzerzählung beides, indem sie induktiv vom Einzelfall (der Narration) hin zur Regel (der anschließenden Moralisation, d.h. dem Epimythion) vorgeht. In dieser Perspektive ist Erzählen

genuin mit Wissensbildung und dem Hervorheben kausaler Muster verbunden: »Die Narratologie als Wissenschaft der Erzählung hat gezeigt, daß die Erzählung sogar in ihrer populären und folkloristischen Form bereits Erklärungswert besitzt.« (Ricoeur 1996, S. 114), so Paul Ricoeur.

Prägnanz kommt einer Kurzerzählung aus Sicht der pragmatisch-rhetorischen Forschung somit nicht zuletzt über die von Quintilian betonte Strategie der Überzeugung qua Wahrscheinlichkeit zu. Seit Aristoteles gilt die Rhetorik gemeinhin als Versuch, bei jeder Sache das ihr inhärente persuasive Potenzial auszuschöpfen.⁸ Fokussiert wird daher die Wirkungsleistung der Kurzerzählung im Kontext: Wo stützt die Kurzerzählung symbiotische Regel und Fall-Verhältnisse, wo kann sie gegen die Regel erzählen, d.h. eine exemplarische Ausnahme bilden? Im Fokus steht somit die Wandlungsfähigkeit, d.h. die Adaptationsfähigkeit der Kurzerzählung: Jede kleine Erzählform besitze narrative Implikationen, die situativ je neu expliziert werden können (so Stierle 1973, S. 362f.), und so demonstrieren, wie jeder Erzählung das Potenzial zukommt, zum vielfältig einsetzbaren narrativen Argument zu werden. Prägnanz gewinnt die Kurzerzählung damit aufgrund ihrer Anpassungsfähigkeit, d.h. ihrer Qualität, in verschiedenen Kontexten unterschiedliche Funktionen zu bedienen und so das Regel-Fall-Verhältnis je neu zu entwerfen. Mit dem Soziologen Alois Hahn kann man dies als generelle Schwierigkeit beschreiben, die Vielfältigkeit der Wirklichkeit (von der die einzelnen Kurzerzählungen handeln) mit allgemeinen Regeln in Einklang zu bringen: »Dies liegt unter anderem an der Differenz von situativer Einzigartigkeit und begrifflicher Generalität. Die Fälle sind eben nicht als solche schon ›im Prinzip‹ in der Theorie vorgesehen, so daß die Subsumption ein bloßer Sortierungsvorgang wäre [...] Subsumption als realer Vorgang der situativen Passung ist kreativ.« (Hahn 1991, S. 49f.) – man könnte auch sagen: prägnant. Die kurze Erzählung, so ließe sich resümieren, ist somit in der Perspektive pragmatisch-rhetorischer Ansätze mehr als eine schlichte Form der Regel-Fall-Anwendung. Stattdessen lässt sich an ihr ablesen, unter welche Schemata oder Regeln ein bestimmter

Problemfall subsumiert wird, wie dieser narrativ konstruiert ist und welchen Argumentations- und Wissensmustern er dient – Analysen, die in jüngster Zeit auch unter dem Oberbegriff einer ›Epistemologie des Exemplarischen‹ firmieren (vgl. Pethes/Ruchatz/Willer 2007).

3.3 Symbolbasierte Erzählforschung

Der dritte vorzustellende Ansatz ist vielleicht am stärksten als *work in progress*, als noch nicht etablierter, in einem Aushandlungsprozess stehender Versuch zu deuten, Kurzerzählungen unter eine gänzlich andere Konzeption zu stellen. Ausgangspunkt ist hier die von den Veranstaltern vorgeschlagene (vgl. den Einleitungsaufsatz des Bandes) Inanspruchnahme eines Begriffs Ernst Cassirers: Symbolische Prägnanz. Cassirer in eine Reihe mit anderen Definitionen der Prägnanz zu stellen, erscheint nicht unproblematisch, bietet aber die Möglichkeit, Anschlusspunkte zu neueren Ansätzen der Erzählforschung zu finden. Dennoch muss davor gewarnt werden, die symbolische Prägnanz, wie sie Cassirer versteht, zu direkt in konzeptionelle Versuche der Bestimmung kleiner narrativer Formen einzubinden. Symbolische Prägnanz könnte vielleicht eher innerhalb ihres Entstehungskontextes, d.h. den sprachphilosophischen Überlegungen des dritten Bandes der ›Symbolischen Formen‹, verortet werden.⁹ Hier fungiert sie in erster Linie als Cassirers Versuch, eine dilemmatische Lücke zu schließen, die sich als Leitfaden und Bruchlinie gleichermaßen durch die gesamten drei Bände der ›Symbolischen Formen‹ zu ziehen scheint: Der Vereinigung einer Phänomenologie im Sinne Husserls mit der Erkenntnistheorie Kants, also gewissermaßen der Versuch einer ›kritischen Phänomenologie‹.¹⁰ Symbolische Prägnanz könnte als heuristisches Instrumentarium somit zuerst in einem Symbolisierungsprozess beschrieben werden, der Relationen von Teil und Ganzem, aber auch Sinn und Bedeutung in einem umfassenden kulturphänomenologischen Anspruch zu erklären versucht.

Cassirers Philosophie ist maßgeblich durch ein Primat der Form bestimmt:¹¹ Alles Wissen bzw. die Anschauung oder Erkenntnis desselben ist nur in Formen fassbar. Der Aufspaltung von Subjekt und Welt, die dem Versuch der Anschauung zugrunde liegt, wird über Mythos, Kunst, theoretische Erkenntnis usw. Form und damit die Möglichkeit der Anschauung verliehen. Wenn aber keine Anschauung ohne Form möglich ist, jede Form aber gleichzeitig einer Anschauung bedarf, dann heißt dies in einem umfassenden Verständnis, dass zwischen Präsenz und Repräsentation nicht mehr unterschieden werden kann.¹² Der Vorgang der Wahrnehmung enthält damit schon in sich seinen formenden Charakter, der ein ungeschiedenes (d.h. Sinn und Sinnlichkeit vereinigendes) Ganzes impliziert.¹³ »Eine Wahrnehmung ist prägnant – nicht schlechthin durch ihre ›Qualitäten‹, sondern durch den Bedeutungsgehalt, den sie in sich schliesst.«¹⁴ Wahrnehmung und Erkenntnis, verstanden als Sinnzuschreibung, besteht somit nicht im ›Hineinlegen‹ eines Sinnes in einen Gegenstand, sondern als Heraushebung eines schon gegebenen Sinnes im Sinnlichen (d.h. in der äußeren Form, vgl. Cassirer: Teil 3, 1954, S. 235). Im Einzelfall der Wahrnehmung, im sinnlichen Erlebnis, steckt ein Sinn Ganzes, das in seiner Totalität jederzeit enthalten ist und trotz seiner prinzipiellen Nicht-Anschaulichkeit zur Darstellung gebracht werden kann (vgl. Möckel 1992, S. 1061) – in diesem aporetischen Symbolisierungsprozess sieht Cassirer das, was er symbolische Prägnanz nennt (Vgl. Cassirer: Teil 3 1954, S. 222–236).

Karlheinz Stierle hat Cassirers ›symbolische Prägnanz‹ als ›Anschauungsform‹ bezeichnet, die für Stierle etwa im aristotelischen ›Mythos‹ zu finden ist, d.h. in der narrativen Relation von Anfang, Mitte und Ende, die gemeinsam in sich ein Ganzes konstruieren (vgl. Stierle 1996, S. 598). Auch hier ist es nicht bloß die Kombination einzelner Elemente, die Wahrnehmung zur Erfahrung avancieren lässt, sondern ihre sich als Ganzes offenbarende Kohärenz: »Dies gilt ganz besonders für die essentiell syntaktische Anschauungsform von Anfang, Mitte und Ende, die in einem ihrer Elemente niemals aufgefunden werden kann.« (Stierle 1996, S. 597). Die Anschauung

des Sinnganzen, das in sich einzelne Teile vereint, und sich eben nicht erst aus diesen Teilen konstruiert, sondern nur als Gesamtheit wahrnehmbar ist, stellt einen zentraler Punkt für Cassirer dar: »Denn in der Praegnanz handelt es sich gerade um das Gegenteil des Zusammensetzens, des blossen ›Komponierens‹ – es handelt sich um das (bedeutungsmässige) ›Sein des einen im andern‹ (– nicht neben ihm).« (Cassirer 2011, S. 64). Verkürzt ausgedrückt ist dies für Cassirer somit (und hier besteht auch die Verbindung zur vormodernen Rhetorik) eine Frage der Evidenz: Was kann Anschauung leisten, wenn sie als solche schon formgebend ist?

Um dies für eine literarische Analyse fruchtbar zu machen, erscheint ein Zugriff sinnvoll, der zuerst weniger mit dem Begriff der Prägnanz, denn mit demjenigen des Symbols operiert. Erste Überlegungen dazu hat Hartmut Bleumer anhand einer Auseinandersetzung mit Konrads von Würzburg ›Silvester‹ vorgelegt (vgl. Bleumer 2010). Bleumer sieht Cassirers Symboltheorie als Ausweg aus einem strukturalistisch geprägten Zeichensystem, das auf binären Unterscheidungen beruht und dem damit die von Cassirer eingeforderte Dynamisierung des Symbolisierungsprozesses fehlt. Für Bleumer ergibt sich diese Dynamisierung aus dem Wechselspiel zwischen Bedeutung und Sinn:¹⁵ Auf der Geschichtebene einer Erzählung werden Symbole präsentiert, denen unmittelbar eine Bedeutung gegeben ist (Bedeutung impliziert hier im Sinne Cassirers eine Klasse möglicher Inhalte, vgl. Möckel 1992, S. 1058). Im Fortschreiten der Handlung wird diese Bedeutung aber durch Sinnreflexion aufgelöst: Gewissermaßen von hinten verstanden erweist sich das Symbol nunmehr als Zeichen, das nicht mehr über den Identitätsanspruch des Symbols verfügt. Distinkte Sinnzuweisung ersetzt die Einheit aus Bedeutungsgehalt und Sinnlichkeit und ein dynamischer Transformationsprozess entspinnt sich, der sowohl progressiv wie rekurrent geführt werden kann.

4. Fallstudie: Drei Perspektiven auf die Fabel ›Befreite Schlange, Mann und Fuchs‹ (AaTh 155)

Anfang des 12. Jahrhunderts greift Petrus Alfonsi in der ›Disciplina clericalis‹ eine vorher nur im orientalischen Kulturraum bekannte Fabel auf, die in diversen Erzählensammlungen des Mittelalters Eingang findet. Das basale Handlungsgerüst der Fabel lässt sich so zusammenfassen: Ein Mann findet eine in Notlage geratene Schlange. Er hilft ihr, doch die Schlange attackiert ihn daraufhin unter der Begründung, dass sie nicht gegen ihre Natur handeln könne und dass Undank der Welt Lohn sei. Der Mann bestreitet dies, häufig werden zwei weitere Tiere (meist Ochse und Pferd) befragt, welche aus eigener Erfahrung die Sicht der Schlange bestätigen. Zur Schlichtung des Streits wird ein Fuchs gerufen, dieser gibt an, nicht aufgrund von Gehörtem entscheiden zu können, sondern die Ausgangslage sehen zu müssen und bittet daher Mann und Schlange, sich an ihre ursprüngliche Position zu begeben. Damit ist die Ausgangslage wiederhergestellt und der Fuchs rät dem Mann, diesmal die Schlange gefesselt zu lassen. Die folgende Tabelle zeigt eine Auswahl verschiedener Fassungen der Erzählung (vgl. zur Überlieferung der Fabel: Dicke/Grubmüller 1987, S. 594–597 (Nr. 512); Goldberg 1996; Lieb 2010):

Text	Jahr	Inhalt
Petrus Alfonsi: Disciplina clericalis, Nr. 5	um 1115	Ein Mann findet eine Schlange, die von Hirten an Pfähle gefesselt wurde. Er befreit und wärmt sie. Als sie ihn daraufhin zu würgen beginnt, fragt der Mann die Schlange, warum sie Gutes mit Bösem vergelte. Die Schlange antwortet, dass dies in ihrer Natur liegen würde und Undank der Welt Lohn sei. Der Fuchs wird als Schiedsrichter gerufen; er erklärt, er müsse den Vorgang mit eigenen Augen sehen. Die Schlange wird abermals gefesselt und der Fuchs rät dem Mann, sie so zu lassen.
Odo von Cheriton: Parabolae (fabulis addita. collectio prima, Nr. 24)	frühes 13. Jh.	Ein Soldat reitet durch einen Wald, er entdeckt zwei sich bekämpfende Schlangen. Die unterlegene Schlange verspricht dem Soldaten Belohnung bei Rettung. Anschließend versucht sie aber, ihn zu töten. Die Schlange gibt an, es sei der Lauf der Welt, dass Gutes mit Bösem vergolten werde. Sie schlägt drei Richter vor. Pferd und Ochse bestätigen das Argument der Schlange aus eigener Erfahrung. Der Fuchs erklärt, dass Kläger und Beklagter für einen Schiedsspruch getrennt werden müssen. Sobald die Schlange vom Soldaten getrennt ist, verkündet der Fuchs, dass sie fort kriechen soll, wie es ihr ihre Natur gebietet.
Gesta Romano- rum, Nr. 174	um 1300	Ein Kaiser reitet zur Jagd, er findet eine gefesselte Schlange, befreit und wärmt sie aus Mitleid. Als die Schlange ihn attackiert, fragt der Kaiser, warum sie Gutes mit Bösem vergelte. Die Schlange bekommt plötzlich Sprachfähigkeit (der Text verweist auf Balaams Esel) und antwortet, dass niemand gegen seine Natur handeln könne. Auch sei sie für immer verflucht (vgl. 1 Mose 3: 14). Ein <i>philosophus</i> kommt hinzu, der beide Figuren mit der Begründung, alles selbst sehen zu müssen, wieder an ihre Anfangsposition setzt.

Ulrich Bonér: Edelstein, Nr. 71	um 1340/1350	Ein Mann findet eine Schlange, die von Hirten an Pfähle gefesselt wurde. Er befreit und wärmt sie. Als sie ihn daraufhin zu würgen beginnt, fragt der Mann die Schlange, warum sie Gutes mit Bösem vergelte. Die Schlange antwortet, dass dies in ihrer Natur liegen würde. Der Fuchs wird als Schiedsrichter gerufen; er erklärt, er müsse den Vorgang mit eigenen Augen sehen. Die Schlange wird abermals gefesselt.
Reynke de Vos, III, (V. 4571– 4802)	1498 (Druck)	Der Fuchs Reynke ist am Hof des Löwen angeklagt. Die Äffin hält eine Verteidigungsrede: Eine Schlange sei vor einiger Zeit zum Königshof gekommen und habe geklagt, dass ein Mann sich dem Urteil entziehe. Der Mann habe sie gerettet, dann habe die Schlange den Mann aus Hunger angefallen, denn leibliche Not bräche jedes Recht. Raben, Bär und Wolf hätten dieses Urteil bestätigt (sie hoffen auf eigenen Anteil am Mann). Der Löwe überlässt Reynke das Urteil, dieser erklärt, er müsse den Vorgang mit eigenen Augen sehen. Die Schlange wird abermals gefesselt.
Burkard Waldis: Esopus, IV 99	1548	Ein Bauer will in die Stadt ziehen, seine Frau bittet ihn um einen Pelz. Der Bauer kommt in die Wildnis, er vernimmt dort Geschrei vor einer verschlossenen Höhle. Der dort gefangene Drache verspricht Lohn bei Freilassung. Nach der Befreiung will der Drache ihn aber töten, da Undank der höchste Lohn sei. Der Drache soll dies öffentlich beweisen, beide gehen zu Pferd und Hund. Die Tiere bestätigen, dass sie als Lohn nur Undank bekommen. Dem Fuchs werden für einen Schiedspruch Hühner als Lohn versprochen. Der Fuchs trennt beide wieder (s.o.). Die Frau des Bauern rät, den Fuchs zu töten und sein Fell zu verkaufen, anstatt ihm Hühner zu geben. Der Fuchs beklagt sein Schicksal: auch er empfangen nur Undank, Fortuna und wandelndes Glück würden jedes Schicksal umkehren.

4.1 Perspektiven einer texttypologischen Forschung

Ausgangspunkt einer texttypologischen Untersuchung der Fabel ist ihr Überlieferungszusammenhang. Petrus Alfonsi scheint in der Fabel sehr geschickt zwei unterschiedliche Erzähltraditionen miteinander zu verbinden (vgl. dazu: Spies 1973; Stohlmann 1985): Eine äsopische Tradition der Erzählung von einer Schlange, die sich gegen ihren Retter wendet und einen Erzählstoff arabischer Herkunft, der von einem Tier erzählt, welches seine Schiedsrichter-Funktion für eine List nutzt, die eine Handlungssituation wieder an ihren Ausgangspunkt führt. Petrus kombiniert beides und lässt zudem – zumindest subkutan – ein christliches Modell einfließen, das die Schlange als hinterlistigen Akteur fasst.

Daran ließen sich Fragen nach dem Sinn der Erzählung anschließen: Der Fabel unterliegt eine implizite Gabenlogik, die nach der Reziprozität von Hilfeleistungen fragt. Die Inversion der Gabenlogik, die das Sprichwort vom Undank suggeriert, spielt die Fabel dann an einer Tier-Mensch-Differenz durch: Erfahrung der Nutztiere ist es, dass sie für ihre lebenslangen Mühen keine Belohnung erhalten – genau dies aber fordert der Mann für sich ein. Die Schlange avanciert damit zum rächenden Tier, welches den Erfahrungsschatz der Tierwelt gegen den Menschen anführt. Gleichzeitig erhält sie über ihre pejorative biblische Konnotation eine ambige Stellung, womit sie zwischen Undank- und Gerechtigkeitsfigur changiert.

Diese Ambiguität der Figuren wird noch verstärkt durch das (in fast jeder Fassung zu findende) Einspielen von Sprichworten in die Fabel. In seiner Verbindung von Kürze und Anspruch auf allgemeines Erfahrungswissen kann das Sprichwort als eine ebenso prägnante Form gelten wie die Kurzerzählung – tatsächlich stehen gerade Fabel und Sprichwort häufig in engem Zusammenhang.¹⁶ Schon Petrus Alfonsi leitet die Fabel mit einem im Mittelalter weit verbreiteten Sprichwort ein: ›Wer den Gehängt (vom Galgen, M.S.-D.) losknüpft, über den wird Unglück hereinbrechen.‹ (*Qui pendulum soluerit, super illum ruina erit*, vgl. dazu auch TPMA. Bd. 5, S. 401f.),

bzw. ›Wer die Last vom Lager löst, auf den fällt sie herab.‹ Das Sprichwort ist hier aber nicht allein als Moral der Fabel zu verstehen, vielmehr ist die Erzählung die narrative Umsetzung, die Veranschaulichung der Sentenz. Was im Sprichwort als kondensierte Wenn-dann-Folge enthalten ist, wird in der Fabel als kausal-temporale Handlungskette entfaltet – narrativer Einzelfall (Fabel) und diskursiver Regelfall (Sprichwort) zielen auf die gleiche wahrscheinlichkeitsbasierte Schlussfolgerung (Gutes wird mit Bösem vergolten), die als Teil des Common Sense dargestellt wird. Gegenüber dem kollektiven Gedächtnis des Sprichwortes kann die narrative Form aber noch eine Alternative zum Erfahrungssatz anbieten, indem die Schlange am Ende wieder gefesselt wird – hier zeigt die Fabel eine Form der Reversibilität, die im Sprichwort nicht enthalten ist und die in der Erzählung als ebenso evidentere wie prägnanter Schluss eine Lösung enthält, die dezidiert nicht moralisch grundiert ist.

Mit dem Auftritt der Figur des Fuchses öffnet sich damit ein Dreiecksverhältnis, das noch weitere Sinnebenen offenlegt: Das Argument des Fuchses, er müsse sehen, und nicht hören, was geschehen sei, impliziert eine Bevorzugung visueller *demonstratio* gegenüber auditiver *narratio*, und damit eine Unterminierung des eigenen narrativen Status der Fabel. Dies wird noch forciert durch eine Endsituation, die der Ausgangssituation der Handlung entspricht und damit den basalen narrativen Dreischritt aus einer kontinuierlichen Handlungsfolge von Anfang, Mitte und Ende konterkariert. Die Fabel generiert ihren Sinn jedoch explizit aus ebendieser Verdoppelung einer Situation: Sie zeigt in kondensierter Form an, dass es immer mehrere Handlungsoptionen mit je unterschiedlichen Konsequenzen gibt: Die Schlange aus der Falle lösen, oder die Schlange in der Falle lassen.

4.2 Perspektiven einer pragmatisch-rhetorischen Forschung

Dass es immer mehrere Optionen gibt, ist aber auch eine Grundprämisse der Rhetorik und bildet somit eine Schnittstelle zur pragmatisch-rhetorischen Forschung. Auch diese interessiert sich für die Überlieferung der Fabel, nun aber v.a. im Hinblick auf ihre verschiedenen kontextuellen Einbindungen: Durch welche kleinen Verschiebungen in Handlung, Axiologie und Erzähllogik wird je anders erzählt und inwiefern ist dies kontextabhängig?

Der Mann kann die Schlange anfangs aus Barmherzigkeit befreien, er kann von der Schlange durch das Versprechen von Belohnung zur Hilfestellung animiert werden oder er ist selbst derjenige, der für die Notlage verantwortlich ist. Der Fuchs begründet seinen Wunsch, Mann und Schlange wieder auf ihre Anfangsposition zu setzen, mal damit, dass er den Geschehensablauf selbst sehen müsse, mal dadurch, dass Kläger und Angeklagter eines Gerichtsverfahrens räumlich getrennt sein müssen. All diese Modellierungsoptionen verweisen nicht nur auf die Multifunktionalität der Erzählung, sondern zeigen auch die Relation zwischen Erzählung und ihrem Kontext: Der Prediger Odo von Cheriton etwa argumentiert stark moraldidaktisch, wenn er den Erfahrungswert, dass Undank der Welt Lohn sei, über das Hinzufügen weiterer Schiedsrichter als ein genuin menschliches Handlungsprinzip darstellt. Die ›Gesta Romanorum‹ forcieren eine schon bei Petrus und Odo angespielte christliche Grundierung: Auslöser für das boshafte Verhalten der Schlange ist ihre Verfluchung nach dem Sündenfall; der Erfahrung, dass häufig Gutes mit Bösem vergolten wird, ist das christliche Prinzip, Böses mit Gutem zu vergelten, konträr entgegengesetzt. Als Exempelsammlung, die einen dezidierten Wahrheitsanspruch reklamiert, greifen die ›Gesta Romanorum‹ auch in die Erzählform ein: Die Fabel wird als historisches Exempel erzählt, in dem das Tier nur durch göttlichen Eingriff (die Erzählung verweist selbst auf Balaams Esel) sprechen kann und damit dezidiert im christlichen Koordinatensystem verankert wird.

Doch auch wo die Fabel weitgehend deckungsgleich erzählt wird – wie etwa bei Petrus Alfonsi und in Boners Fabelsammlung – weist ihr der jeweilige Textzusammenhang unterschiedliche Funktionen zu: In Ulrich Boners ›Edelstein‹ steht die Fabel in einer Reihe weiterer Auslotungen des Verhältnisses von Gut und Böse, die bei Boner durch die Asymmetrie von Mensch und Schlange in narrativer Form ausgehandelt werden: Boner erzählt insgesamt drei Fabeln, die alle über die Opposition Mensch-Schlange aufgebaut sind und damit eine isotopische Reihe bilden (Erzählungen Nr. 13, 34, 71). Die Fabeln schreiben ihren Figuren dabei unterschiedliche Werte zu: Erst verletzt die Schlange grundlos den Menschen (Nr. 13), dann der Mensch grundlos die Schlange (Nr. 34), dann folgt die Fabel der gebundenen Schlange, die über die Einführung einer dritten Figur die Komplexität der erzählten Geschichte erhöht (Nr. 71). Ob Böses mit Bösem oder mit Gutem vergolten werden solle, wird je neu beantwortet und scheint keiner universell gültigen Norm mehr zu unterliegen. Boner generiert hier aus dem erzählten Einzelfall jeder Fabel eine Regel, beschränkt aber deren Reichweite auf einen mittleren Radius – ein genuin rhetorisches Verfahren.¹⁷

Petrus Alfonsi hingegen stellt vor die Fabel ein längeres Vater-Sohn-Gespräch, das über die Möglichkeiten von guter und böser Vergeltung reflektiert: Dass Gutes durch Böses vergolten werde, zeigt die Erfahrung, widerspricht aber herkömmlichen Gerechtigkeitsnormen, d.h. dem Talionsprinzip. Letzteres ende jedoch prinzipiell in einem Zirkelschluss, da es nur zu Steigerungen führe: So wie Feuer nicht durch Feuer bekämpft werden könne, sei Übel nicht durch Übel zu besiegen usw. Die Fabel schließt sich an diese Diskussion an, deckt aber nicht alle Erfahrungssätze ab, sondern zeigt nur in einem Einzelfall auf, wie Gutes und Böses beispielhaft relationiert werden können.

Es ließen sich noch zahlreiche weitere Beobachtungen anführen, wie etwa das Einspielen von rechtlichen und politischen Diskursen in die Fabel im ›Reynke de Vos‹,¹⁸ oder eine substantielle Erweiterung der *materia*, die auf Joachim Camerarius (›Fabulae‹, Nr. 392) zurückgeht, auch bei Burkard

Waldis vorkommt und die den sprichwörtlichen Undank auf den Fuchs selbst zurückfallen lässt. Prägnanz erwächst der Fabel aber je durch eine kontextabhängige Konfiguration, die sich auf basale Techniken der Selektion, Kombination oder Substitution zurückführen lässt und die eine je situative Passfähigkeit ermöglicht.

4.3 Perspektiven einer symbolbasierten Forschung

Für eine Untersuchung der Fabel aus der Perspektive einer symbolbasierten Erzählforschung soll hier die Version des Petrus Alfonsi herangezogen werden, aus der wiederum drei neuralgische Punkte besonders hervorzuheben sind: Die Ausgangssituation der gefangenen Schlange, die Begründung für ihr Handeln und die List des Fuchses, beide Figuren wieder an den Anfang zu setzen.

Wie bereits diskutiert, eröffnet die Fabel mit einer Handlungsentscheidung: Soll der Mann die zufällig gefundene Schlange in der Falle lassen, oder soll er sie befreien? Dieser situativen Entscheidung liegt ein Wahrnehmungs- und Erkenntnisprozess voraus, aus dessen Verlauf sich die Wahl für eine der beiden Optionen ergibt. Die gebundene Schlange präsentiert sich dem Mann zuerst als Symbol: Für Cassirer ist das Besondere unaufhebbar mit dem Allgemeinen verknüpft, d.h. im Teil ist immer auch das Ganze enthalten (vgl. Cassirer 1954, Teil 1, S. 18). Dieses Ganze ist aber nicht sinnlich, d.h. nicht-anschaulich. Der Mann sieht die Schlange, aber er sieht nicht das Böse, das sich in ihr manifestiert. Eine apriorische Erkenntnis im Sinne Kants scheint nicht möglich, Wahrnehmen ist hier (ganz im Sinne Cassirers) ein Prozess des Anschauens und Handelns.¹⁹ Erst in der Relation, d.h. der Interaktion beider Figuren miteinander, ergibt sich die Chance für Erkenntnis: Die Schlange stellt das Böse bzw. den Undank nicht nur dar, sie ist beides im Sinne eines Identitätsverhältnisses. Nach ihrer Befreiung ist die Schlange für den Mann somit zum Zeichen geworden; ein

Zeichen, dessen Sinn im Common Sense liegt, den die Schlange als Argument selbst anführt: Undank ist der Welt Lohn. Jedes Element der Wahrnehmungswelt, so Cassirer, ist »gesättigt mit (...) Funktionen. Es steht in mannigfachen Sinnverbänden, die systematisch unter sich wiederum zusammenhängen, und die kraft dieses Zusammenhangs jenes Ganze konstituieren, das wir als die Welt unserer ›Erfahrung‹ bezeichnen.« (Cassirer 1954, Teil 3, S. 222). Das Sinngeben, d.h. das Verständnis ›von hinten‹ ist ein Prozess der Differenzierung in diesen ›mannigfachen Verbänden‹, also bereits in sich ein formender Akt. Aus all den Deutungsmöglichkeiten, die das Symbol in sich offenhält, wird eine im Lauf der Handlung hervorgehoben und als Sinn verstanden.

Phänomene sind dabei nach Cassirer »von der Ordnung abhängig (...), in der sie stehen – (so) daß ihre reine Erscheinungsweise durch eben diese Ordnung bestimmt wird.« (Cassirer 1954, Teil 3, S. 235) – dies ist es, was Cassirer als ›symbolische Prägnanz‹ bezeichnet, d.h. die aporetische Möglichkeit, nicht-anschaulichen Sinn zur Darstellung zu bringen: den Zusammenfall von Sinn und Sinnlichkeit. Dass die Schlange somit aber Präsenz und Repräsentation des Bösen in einem ist, konstruiert die Fabel erst narrativ. Die Erzählung entfaltet den Prozess der Symbolischen Prägnanz als Nacheinander, nicht im Sinne Cassirers als konstruktives ›Sehen-Als‹, in dem Wahrgenommenes sofort als sinnfüllend wahrgenommen wird (vgl. Recki 2004, S. 56).

Nun löst die Fabel aber diesen narrativen Prozess durch den Schiedspruch des Fuchses bekanntlich auf. Dass so ein Ende erzählt wird, welches dem Anfang entspricht, lässt sich in zwei Richtungen lesen: Phänomenologisch ist dem Mann nun eine Erkenntnis der symbolischen Prägnanz der Schlange möglich: Er erkennt im Sinnlichen (Schlange) bereits den nicht-anschaulichen Sinn (Undank), d.h. das im Teil enthaltene Ganze. Strukturell zeigt das besondere Ende der Fabel jedoch eine mythische, und damit im weiteren Sinne protonarrative Konnektivität auf: Dass sich Anfang und Ende gleichen, ist charakteristisch für den Mythos, den Cassirer im zweiten

Band der ›Symbolischen Formen‹ untersucht. Der Symbolbegriff, der eine ähnliche semantische Identifikationsleistung wie der Mythos bringt (vgl. dazu Bleumer 2015, S. 244), wird damit auch zum Strukturprinzip der Fabel.

5. Fazit

Es ist nicht die Absicht des Aufsatzes, das gesamte Spektrum an Forschungsperspektiven zur mittelalterlichen Kurzerzählung abzudecken. Vielmehr sollte exemplarisch gezeigt werden, wie divergierende Ansätze über einen zentralen Begriff gebündelt und noch einmal modifiziert werden können. Zwei Schlussfolgerungen – eine synkretistische und eine partikuläre – sind daraus möglich: Entweder man orientiert sich gewissermaßen am einleitenden Gleichnis der blinden Weisen und des Elefanten: Jede der drei unterschiedlichen Forschungstheorien berührt einen anderen Aspekt der Kurzerzählung, deren eigentliche Leistung aber letztlich – ganz wie der Elefant – erst aus einer Kombination aller Perspektiven ersichtlich wird. Oder aber man argumentiert getreu nach Cassirer, dessen symbolischer Prägnanzbegriff ja – wie oben gezeigt – im Teil bereits das Ganze liest: In diesem Sinne kann also auch aus der einzelnen Forschungsperspektive schon eine vollständige Analyse einer kleinen narrativen Form erfolgen.

Elementar erscheint es dabei, weniger auf Begriffsengrenzungen, denn auf die (Neu-)Bildung von Forschungsparametern zu zielen, welche die Konventionalität und die Dynamik einer so heterogenen Erzählform wie der Kurzerzählung in neuen Relationen fassen. Es sei an das Nietzsche-Zitat erinnert, dass jeder Versuch der Begriffsdefinition vor der historischen Genese desselben scheitern müsse: »alle Begriffe, in denen sich ein ganzer Prozess semiotisch zusammenfasst, entziehen sich der Definition; definierbar [sic!] ist nur Das, was keine Geschichte hat.« (Nietzsche 1997, Zweite Abhandlung, 13, S. 71) Versteht man daher Prägnanz weniger begrifflich, denn als einer derjenigen Untersuchungs-Parameter, über den sich Leistung und Form der Kurzerzählung herleiten lassen, bieten sich

eine Reihe von Analyseperspektiven an, die man durch weitere Ansätze ergänzen könnte: Fragen nach Textreihen und Bildungsprinzipien von Sammlungen, nach topischer Wahrscheinlichkeitserzeugung, nach kollektiver Erfahrungsbildung oder nach dem Status kurzer Formen zwischen Narration und Argumentation – all dies ist in der Erforschung von Kleinepik zwar nicht neu, aber noch nicht zu einem umfassenden theoretischen Zugriff ausgearbeitet worden.

Anmerkungen

- 1 Vgl. Galfred von Vinsauf: *Poetria Nova*, V. 717–741; vgl. auch Galfred von Vinsauf: *Documentum de modo et arte dictandi et versificandi*, Kapitel 43. In dieser Prosafassung der ›*Poetria Nova*‹, die von der Forschung in der Regel Galfred zugeschrieben wird, reduziert dieser die Erzählung bis auf wenige Stichworte, in denen allein die Bedeutung (*vis*) des Stoffes (*materia*) liege (*nomina rerum de quibus solis consistit vis materiae*): Frau, Mann, Kind, Sonne, Schnee (*femina, vir, puer, sol, nix*). Von diesen ausgehend solle man dann gewissermaßen die Erzählung unter Hinzufügung des gerade Notwendigen rekonstruieren.
- 2 Vgl. auch die komplexen, aber anregungsreichen Impulse von Rüdiger Campe 1997, der *energeia* von *enargeia* abgrenzt: Ersteres als Technik figuralen Vor-Augen-Stellens aus der Metaphertheorie, Letzteres als narratives Vor-Augen-Stellen (d.h. als figurative Narrativierung der Deskription) aus der Erzähltheorie.
- 3 Vgl. zur Fabel als Metapher auch Scheuer 2015, S. 38f.
- 4 Vgl. v.a. die Arbeiten von Gert Hübner, etwa Hübner 2013; Hübner 2012.
- 5 Die Interdependenz von Rhetorik und Erzähltheorie haben Bleumer/Hannken-Illjes/Till 2019 jüngst noch einmal eindrücklich beschrieben. Ertragreich erscheint mir der Vorschlag, das von Hübner konzipierte Projekt einer praxeologischen Narratologie nicht gegen, sondern ganz im Sinne einer philosophischen Rhetorik zu lesen, wie es hier auch vorgeschlagen ist (s.o.). Vgl. zu Anknüpfungspunkten bei Hübner ebd., S. 17–19.
- 6 Vgl. die mittlerweile klassischen Ansätze bei von Moos 1988. Zu diesem Punkt sind zudem in den letzten Jahren einige Dissertationen entstanden, die Kurzerzählungen in politischen Traktaten (Langeloh 2017), innerhalb ihrer handschriftlichen Verortung (Dahm-Kruse 2018), oder generell im Kontext nicht-narrativer Texte (Schwarzbach-Dobson 2018) untersuchen.

- 7 Quintilian: *Institutio oratoria* VIII, 3, 71 (›Alle Beredsamkeit hat es mit Aufgaben zu tun, vor die uns das Leben stellt, auf sich [und die eigene Lebenserfahrung] bezieht jeder, was er hört, und der Geist nimmt das am leichtesten auf, was er aus eigener Erfahrung kennt.«, [Einschub im Original]).
- 8 Aristoteles: *Rhetorik*, I, 2: »Die Rhetorik sei also als Fähigkeit definiert, das Überzeugende, das jeder Sache innewohnt, zu erkennen.« Vgl. auch Cicero: *De inventione*, I, 5, 6: *Officium autem eius facultatis* [gemeint ist die rednerische Fähigkeit, M.S.-D.] *videtur esse dicere apposite ad persuasionem; finis persuadere dictione* (›Aufgabe aber dieser Fähigkeit scheint es zu sein, geeignet zu sprechen, um zu überzeugen; das Ziel ist die Überredung durch den rednerischen Vortrag.«). Vgl. auch Quintilian: *Institutio oratoria*, II, 15, 3: *est igitur frequentissimus finis ›rhetoricen esse vim persuadendi‹* (›Es ist also die häufigste Definition, »die Rhetorik sei die Fähigkeit zu überreden.««).
- 9 Vgl. Cassirer 1954, Teil 3. Vgl. zu Cassirers Konzeption der ›Philosophie der symbolischen Formen‹ auch seine eigene Rückschau in Cassirer 1956, S. 228f.
- 10 Vgl. dazu Möckel 1992, insbesondere S. 1054.
- 11 Vgl. ebd., S. 1053–1055.
- 12 Dazu ausführlicher: Cassirer 1956, insbesondere S. 210.
- 13 Vgl. Recki 2004, S. 55f.; Recki 2013, S. 300f.
- 14 Cassirer 2011, S. 51. In diesen aus dem Nachlass herausgegebenen Vorüberlegungen und Skizzen Cassirers zum Prägnanz-Begriff ist vieles – trotz des fragmentarischen Charakters – fast deutlicher herausgestellt als im Hauptwerk (Cassirer 1954).
- 15 Vgl. zum Folgenden Bleumer 2010, S. 234–245. Vgl. zur Differenz von Sinn und Bedeutung die grundlegenden Beobachtungen bei Frege 1892. Die von Frege vorgeschlagene Trennung der Begriffe ›Sinn‹ und ›Bedeutung‹ ist bei Cassirer zwar implizit vorhanden, wird terminologisch aber nicht immer klar beibehalten.
- 16 Vgl. dazu Lieb 2008. Vgl. zur Prägnanz des Sprichworts: Gabriel 2019, S. 81–98; zu Fabel und Sprichwort ebd., S. 98–103. Im Gegensatz zu dem hier vorliegenden Aufsatz stehen für Gabriel allerdings die Interferenzen zwischen logischen und ästhetischen Verortungen der Prägnanz im Mittelpunkt: Baumgarten und Kant sind hier diejenigen Referenzen, die den »Erkenntniswert ästhetischer Darstellung als prägnante Vergegenwärtigungsleistung« zu beschreiben erlauben, ebd., S. 27.

- 17 Vgl. zu diesem Prinzip bei Boner generell und zu den drei Fabeln speziell: Schwarzbach-Dobson 2018, S. 173–206 (zu Boner) und S. 192–194 (zu den drei Fabeln).
- 18 Zur besonderen Rolle der Fabel im ›Reynke de Vos‹ vgl. Schwarzbach-Dobson 2020.
- 19 Vgl. zu diesem Punkt auch die konzise Zusammenfassung bei Daniel 2006, S. 90–101.

Literaturverzeichnis

Primärliteratur

- Aristoteles: Poetik. Übers. und erläutert von Arbogast Schmitt, Berlin 2011.
- Aristoteles: Werke in deutscher Übersetzung. Bd. 4: Rhetorik. Übersetzt und erläutert von Christof Rapp, Darmstadt 2002.
- Boner, Ulrich: Der Edelstein. Hrsg. v. Franz Pfeiffer, Leipzig 1844.
- (Marcus Tullius) Cicero: De inventione = Über die Auffindung des Stoffes. Lateinisch – Deutsch. Hrsg. und übers. von Theodor Nüßlein, Düsseldorf [u.a.] 1998.
- Galfred von Vinsauf: Poetria Nova, in: Edmond Faral [Hrsg.]: Les arts poétiques du XIIe et du XIIIe siècle. Recherches et documents sur la technique littéraire du moyen age, Paris 1924, S. 194–262.
- Galfred von Vinsauf: Documentum de modo et arte dictandi et versificandi, in: Edmond Faral [Hrsg.]: Les arts poétiques du XIIe et du XIIIe siècle. Recherches et documents sur la technique littéraire du moyen age, Paris 1924, S. 263–320.
- Gesta Romanorum. Hrsg. v. Hermann Oesterley. Reprograf. Nachdr. der Ausg. Berlin 1872, Hildesheim 1963.
- Odo von Cheriton: Parabolae, in: Léopold Hervieux [Hrsg.]: Les fabulistes latins. Depuis le siècle d'Auguste jusqu'à la fin du moyen âge. Band 4: Eudes de Cheriton et ses dérivés. Hildesheim [u.a.] 1970 [Reprograf. Nachdr. d. Ausg. Paris 1896], S. 265–416.
- Petrus Alfonsi: Die Kunst, vernünftig zu leben. Disciplina clericalis. Dargestellt und aus dem Lateinischen übertr. von Eberhard Hermes, Zürich [u.a.] 1970.
- Die Disciplina clericalis des Petrus Alfonsi. Nach allen bekannten Handschriften hrsg. v. Alfons Hilka und Werner Söderhjelm, Heidelberg 1911.
- (Marcus Fabius) Quintilianus: Ausbildung des Redners. Zwölf Bücher. Hrsg. und übers. von Helmut Rahn. Teil 1: Buch I–VI. Darmstadt 1972; (Marcus Fabius)

- Quintilianus: Ausbildung des Redners. Zwölf Bücher. Hrsg. und übers. von Helmut Rahn. Teil 2: Buch VII–XII, Darmstadt 1975.
- Reynaerts Historie/Reynke de Vos. Gegenüberstellung einer Auswahl aus den niederländischen Fassungen und des niederdeutschen Textes von 1498. Mit Kommentar hrsg. v. Jan Goossens, Darmstadt 1983.
- Rhetorica ad Herennium. Lateinisch – Deutsch. Hrsg. und übers. v. Theodor Nüßlein. 2. Aufl., Düsseldorf [u.a.] 1998.
- Waldis, Burkhard: Esopus. 400 Fabeln und Erzählungen nach der Erstausgabe von 1548. Hrsg. v. Ludger Lieb, Jan Mohr und Herfried Vögel, Berlin/New York 2011.

Sekundärliteratur

- Bauer, Matthias: Von Fall zu Fall. Die *narratio* zwischen Argumentationsprotasis und Poetik, in: Althaus, Thomas/Kaminski, Nicola (Hrsg.): Spielregeln barocker Prosa. Historische Konzepte und theoriefähige Texturen ›ungebundener Rede‹ in der Literatur des 17. Jahrhunderts, Bern [u.a.] 2012, S. 119–144.
- Bleumer, Hartmut: ›Historische Narratologie‹? Metalegendarisches Erzählen im ›Silvester‹ Konrads von Würzburg, in: Haferland, Harald/Meyer, Matthias (Hrsg.): Historische Narratologie – mediävistische Perspektiven, Berlin [u.a.] 2010, S. 231–262.
- Bleumer, Hartmut: Historische Narratologie, in: Ackermann, Christiane/Egerding, Michael (Hrsg.): Literatur- und Kulturtheorien in der Germanistischen Mediävistik. Ein Handbuch, Berlin 2015, S. 213–274.
- Bleumer, Hartmut/Hannken-Illjes, Kati/Till, Dietmar: Narration – Persuasion – Argumentation, in: LiLi 49/1 (2019), S. 1–28.
- Blumenberg, Hans: Anthropologische Annäherung an die Aktualität der Rhetorik, in: Ders.: Wirklichkeiten, in denen wir leben. Aufsätze und eine Rede, Stuttgart 1981, S. 104–136.
- Campe, Rüdiger: Vor Augen Stellen. Über den Rahmen rhetorischer Bildgebung, in: Neumann, Gerhard (Hrsg.): Poststrukturalismus. Herausforderung an die Literaturwissenschaft, Stuttgart [u.a.] 1997, S. 208–225.
- Cassirer, Ernst: Philosophie der symbolischen Formen. 3 Teile (Teil 1: Die Sprache; Teil 2: Das mythische Denken; Teil 3: Phänomenologie der Erkenntnis), 2. Aufl., Oxford 1954.
- Cassirer, Ernst: Zur Logik des Symbolbegriffs, in: Ders.: Wesen und Wirkung des Symbolbegriffs, Darmstadt 1956, S. 201–230.

- Cassirer, Ernst: Praegnanz, symbolische Ideation, in: Ders.: Nachgelassene Manuskripte und Texte. Bd. 4: Symbolische Prägnanz, Ausdrucksphänomen und »Wiener Kreis«. Hg. v. Christian Möckel, Hamburg 2011, S. 51–84.
- Dahm-Kruse, Margit: Versnovellen im Kontext. Formen der Retextualisierung in kleinepischen Sammelhandschriften, Tübingen 2018.
- Daniel, Ute: Kompendium Kulturgeschichte. Theorien, Praxis, Schlüsselwörter. 5., durchges. und ergänzte Aufl., Frankfurt am Main 2006.
- Dicke, Gerd/Grubmüller, Klaus: Die Fabeln des Mittelalters und der frühen Neuzeit. Ein Katalog der deutschen Versionen und ihrer lateinischen Entsprechungen, München 1987.
- Emmelius, Caroline: Kasus und Novelle. Beobachtungen zur Genese des *Decameron* (mit einem generischen Vorschlag zur mhd. Märendichtung), in: Literaturwissenschaftliches Jahrbuch 51 (2010), S. 45–74.
- Frege, Gottlob: Über Sinn und Bedeutung, in: Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik N.F. 100 (1892), S. 25–50.
- Friedrich, Udo: Topik und Rhetorik. Zu Säkularisierungstendenzen in der Kleinepik des Strickers, in: Köbele, Susanne/Quast, Bruno (Hrsg.): Literarische Säkularisierung im Mittelalter, Berlin 2014, S. 87–104.
- Gabriel, Gottfried: Präzision und Prägnanz. Logische, rhetorische, ästhetische und literarische Erkenntnisformen, Paderborn 2019.
- Goldberg, Christine: The Ungrateful Serpent (AaTh 155), in: Fabula 37 (1996), S. 248–258.
- Grubmüller, Klaus: Meister Esopus. Untersuchungen zur Geschichte und Funktion der Fabel im Mittelalter, Zürich [u.a.] 1977.
- Grubmüller, Klaus: Die Ordnung, der Witz und das Chaos. Eine Geschichte der europäischen Novellistik im Mittelalter: Fabliau, Märe, Novelle, Tübingen 2006.
- Hahn, Alois: Zur Soziologie der Weisheit, in: Assmann, Aleida (Hrsg.): Weisheit, München 1991, S. 47–57.
- Haug, Walter: Exempelsammlungen im narrativen Rahmen. Vom »Pancatantra« zum »Dekameron«, in: Ders./Wachinger, Burghart (Hrsg.): Exempel und Exempelsammlungen, Tübingen 1991, S. 264–287.
- Haug, Walter: Entwurf zu einer Theorie der mittelalterlichen Kurzerzählung, in: Ders./Wachinger, Burghart (Hrsg.): Kleinere Erzählformen des 15. und 16. Jahrhunderts, Tübingen 1993, S. 1–36.
- Haustein, Jens: Zum Verhältnis von exemplarischer Erzählung und Exempel an drei Beispielen aus der deutschen Literatur des Mittelalters, Leipzig [u.a.] 2006.

- Haverkamp, Anselm: Auswendigkeit. Das Gedächtnis der Rhetorik, in: Ders./Lachmann, Renate (Hrsg.): Gedächtniskunst. Raum – Bild – Schrift. Studien zur Mnemotechnik. Frankfurt am Main 1991, S. 29–56.
- Hübner, Gert: *evidentia*. Erzählformen und ihre Funktionen, in: Haferland, Harald/Meyer, Matthias (Hrsg.): Historische Narratologie, mediävistische Perspektiven, Berlin [u.a.] 2010, S. 119–148.
- Hübner, Gert: Eulenspiegel und die historischen Sinnordnungen. Plädoyer für eine praxeologische Narratologie, in: Literaturwissenschaftliches Jahrbuch 53 (2012), S. 175–206.
- Hübner, Gert: Tugend und Habitus. Handlungswissen in exemplarischen Erzählungen, in: Schöner, Petra/Hübner, Gert (Hrsg.): *Artium conjunctio*. Kulturwissenschaft und Frühneuzeit-Forschung. Aufsätze für Dieter Wuttke, Baden-Baden 2013, S. 131–161.
- Jauf, Hans Robert: Alterität und Modernität der mittelalterlichen Literatur, in: Ders.: Alterität und Modernität der mittelalterlichen Literatur. Gesammelte Aufsätze 1956–1976, München 1977, S. 9–47.
- Jolles, André: Einfache Formen. Legende, Sage, Mythe, Rätsel, Spruch, Kasus, Memorabile, Märchen, Witz. 8., unveränd. Aufl., Tübingen 2006.
- Kooi, Jurjen van der: Identität: Irrige I, in: Brednich, Rolf Wilhelm [u.a.] (Hrsg.): Enzyklopädie des Märchens. Handwörterbuch zur historischen und vergleichenden Erzählforschung. Begr. von Kurt Ranke. Bd. 7: Ibn al-Ğauzī – Kleines Volk, Berlin [u.a.] 1993, Sp. 20–27.
- Kuhn, Thomas S.: Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen. 2. rev. und um das Postskriptum von 1969 erg. Aufl., Frankfurt am Main 1976.
- Langeloh, Jacob: Erzählte Argumente. Exempla und historische Argumentation in politischen Traktaten c. 1265–1325, Leiden/Boston 2017.
- Largier, Niklaus: Diogenes der Kyniker. Exempel, Erzählung, Geschichte in Mittelalter und früher Neuzeit. Mit einem Essay zur Figur des Diogenes zwischen Kynismus, Narrentum und postmoderner Kritik, Tübingen 1997.
- Lieb, Ludger: *Fabula docet?* Überlegungen zur Lehrhaftigkeit von Fabel und Sprichwort, in: Fansa, Mamoun/Grunewald, Eckhard (Hrsg.): Von listigen Schakalen und törichtchen Kamelen. Die Fabel in Orient und Okzident, Wiesbaden 2008, S. 37–54.
- Lieb, Ludger: Undank ist der Welt Lohn, in: Brednich, Rolf Wilhelm [u.a.] (Hrsg.): Enzyklopädie des Märchens. Handwörterbuch zur historischen und vergleichenden Erzählforschung. Begr. von Kurt Ranke. Bd. 13: Suchen – Verführung, Berlin [u.a.] 2010, Sp. 1161–1167.

- Mehtonen, Päivi: Old Concepts and New Poetics. Historia, Argumentum, and Fabula in the Twelfth- and early Thirteenth-Century Latin Poetics of Fiction, Helsinki 1996.
- Millet, Victor: Märe mit Moral? Zum Verhältnis zwischen weltlichem Sinnangebot und geistlicher Moralisierung in drei mittelhochdeutschen Kurzerzählungen, in: Huber, Christoph [u.a.] (Hrsg.): Geistliches in weltlicher und Weltliches in geistlicher Literatur des Mittelalters, Tübingen 2000, S. 273–290.
- Möckel, Christian: Symbolische Prägnanz – ein phänomenologischer Begriff? Zum Verhältnis von Ernst Cassirers Philosophie der symbolischen Formen und Edmund Husserls Phänomenologie, in: Dtsch. Z. Philos. 40/9 (1992), S. 1050–1063.
- Moos, Peter von: Geschichte als Topik. Das rhetorische Exemplum von der Antike zur Neuzeit und die *historiae* im *Policraticus* Johanns von Salisbury, Hildesheim [u.a.] 1988.
- Neuschäfer, Hans-Jörg: Boccaccio und der Beginn der Novelle. Strukturen der Kurzerzählung auf der Schwelle zwischen Mittelalter und Neuzeit, München 1969.
- Nietzsche, Friedrich: Zur Genealogie der Moral. Eine Streitschrift, Stuttgart 1997 [Nachdr.].
- Pengue, Walter Alberto [u.a.]: Measuring what matters in Agriculture and Food Systems. A synthesis of the Results and Recommendations of TEEB for Agriculture and Food's Scientific and Economic Foundations Report, 2018 ([online](#)).
- Pethes, Nicolas/Ruchatz, Jens/Willer, Stefan: Zur Systematik des Beispiels, in: Dies. (Hrsg.): Das Beispiel. Epistemologie des Exemplarischen, Berlin 2007, S. 7–59.
- Recki, Birgit: Kultur als Praxis. Eine Einführung in Ernst Cassirers Philosophie der symbolischen Formen, Berlin 2004.
- Recki, Birgit: Technik als Kultur. Plessner, Husserl, Blumenberg, Cassirer, in: Zeitschrift für Kulturphilosophie 7/2 (2013), S. 287–303.
- Ricœur, Paul: Geschichte und Rhetorik, in: Nagl-Docekal, Herta (Hrsg.): Der Sinn des Historischen. Geschichtsphilosophische Debatten, Frankfurt 1996, S. 107–125.
- Scheuer, Hans Jürgen: Aspekte einer vormodernen Poetik der animalia. Tierkataloge und Minnebestiare in mittelhochdeutscher Dichtung, in: Ders./Vedder, Ulrike (Hrsg.): Tiere im Text. Exemplarität und Allegorizität literarischer Lebewesen, Bern 2015, S. 37–60.
- Schwarzbach-Dobson, Michael: Exemplarisches Erzählen im Kontext. Mittelalterliche Fabeln, Gleichnisse und historische Exempel in narrativer Argumentation, Berlin 2018.

- Schwarzbach-Dobson, Michael: Wiederholung als Differenz. Paradoxien der Entzeitlichung im ›Reynke de Vos‹ (1498), in: Waltenberger, Michael [u.a.] (Hrsg.): Zeitlose Ordnungen? Episodische Varianz und historischer Wandel (in) der Tierepik. Erscheint voraussichtlich 2020 als Themenheft der BmE.
- Spies, Otto: Arabische Stoffe in der *Disciplina clericalis*, in: *Rheinisches Jahrbuch für Volkskunde* 21 (1973), S. 170–199.
- Stierle, Karlheinz: Geschichte als Exemplum – Exemplum als Geschichte, in: Koselleck, Reinhart/Stempel, Wolf-Dieter (Hrsg.): *Geschichte. Ereignis und Erzählung*, München 1973, S. 347–375.
- Stierle, Karlheinz: Die Wiederkehr des Endes. Zur Anthropologie der Anschauungsform, in: Ders./Warning, Rainer (Hrsg.): *Das Ende. Figuren einer Denkform*, München 1996, S. 578–599.
- Stohlmann, Jürgen: Orient-Motive in der lateinischen *Exempla*-Literatur des 12. und 13. Jahrhunderts, in: Zimmermann, Albert/Craemer-Ruegenberg, Ingrid (Hrsg.): *Orientalische Kultur und europäisches Mittelalter*, Berlin [u.a.] 1985, S. 123–150.
- TPMA = *Thesaurus proverbiorum medii aevi* = Lexikon der Sprichwörter des romanisch-germanischen Mittelalters. Hg. vom Kuratorium Singer der Schweizerischen Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften. Begr. von Samuel Singer. 13 Bände, Berlin [u. a.] 1995–2002.

Anschrift des Autors:

Dr. Michael Schwarzbach-Dobson
Universität zu Köln
Institut für deutsche Sprache und Literatur I
Albertus-Magnus-Platz
50923 Köln
E-Mail: michael.schwarzbach@uni-koeln.de